

Kolumne von **Miriam Meckel**

Der neue Business-Feminismus

Das war ein Moment für die Ewigkeit. Der Augenblick, als die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel auf der Bühne eines Berliner Hotels vor Hunderten Gästen des W-20-Gipfels ins Stocken geriet. Auslöser war die Frage, ob sie sich selbst als Feministin bezeichnen würde. Es hat dann ein paar Wortrunden gedauert, bis eine Annäherung stattfand zwischen der Bundeskanzlerin und dem Begriff. Es war der Beginn einer Freundschaft, gespickt mit Resten an Misstrauen. Zumindest wollte die Kanzlerin die Frage mit nach Hause nehmen, «ob ich Feministin bin oder nicht».

Diese Frage muss jede Frau und jeder Mann für sich beantworten. Wer für Gleichberechtigung und Selbstbestimmung der Frau eintritt und dies nicht verheimlicht, darf sich so nennen. Dass manch eine(r) davor zurückschreckt, hat wenig mit dem Wort, aber viel mit den Schubladen zu tun, in denen Gedachtes manchmal abgelegt wird. Kleinliche Auslegeordnungen aber haben noch nie weitergeführt.

Es war richtig, dass sich die Runde zur Vorbereitung des G-20-Gipfels in Hamburg im Juli mit der deutschen Kanzlerin, IWF-Chefin Christine Lagarde, US-Präsidententochter Ivanka Trump und anderen auf Frauen und Unternehmertum konzentriert hat. Die Zahlen sprechen da eine klare Sprache. Nur jedes zehnte Start-up in Deutschland wird von einer Frau gegründet. Weltweit sind 70 Prozent der von Frauen gegründeten Unternehmen unterfinanziert, weil die Gründerinnen keinen



Das Gruppenselbstbild von Journalistin und Professorin Miriam Meckel (r.) ging um die Welt.

@mmeckel/Screenshot Twitter

Miriam Meckel

ist Publizistin und Professorin an der Universität St. Gallen. Sie moderierte den Women-G20-Gipfel in Berlin, an dem unter anderem Angela Merkel und Ivanka Trump auftraten.

Zugang zu Krediten und anderen Finanzierungsmöglichkeiten haben. Und wären Frauen endlich im gleichen Umfang wie Männer erwerbstätig, unser weltweites Bruttoinlandsprodukt könnte bis 2025 um knapp 28 Billionen Dollar wachsen.

Wenn aus der W-20-Runde nun also ein Fonds zur Förderung von Unternehmerinnen in Entwicklungsländern hervorgehen soll, dann ist das zumindest schon mal ein konkreter Ansatz. Die historische Erfahrung zeigt: Frauen sind gut im Umgang mit Geld. Die Gewährung von Mikrokrediten an Frauen in Entwicklungsländern funktioniert deutlich besser als die an Männer. Die Frauen halten das Geld zusammen und investieren es ins Geschäft. Die Männer? Nun ja, das ist eine andere

Geschichte. Auch Unternehmen mit Frauen in Management und Board bringen nach einer Reihe von Studien bessere finanzielle Kennzahlen zustande als solche mit reiner Männerführungsriege.

Es gibt also gute Gründe, über einen ökonomischen Feminismus nachzudenken. Aus der Runde mit der deutschen Kanzlerin aber ist flugs ein neuer Begriff entstanden, mit dem wir jetzt offenbar zwischen dem guten, richtigen und dem falschen, bösen Feminismus unterscheiden lernen sollen. Business-Feminismus heisst das neue Schmähwort, und es trifft alle, die Frauen zum neuen Wachstumsmotor der Wirtschaft machen wollen. Da könnte ich dann doch ein bisschen sauer werden. Wie sonst, bitte, soll es gelingen, Frauen die gleichen Chancen und Möglichkeiten zu bieten, als dadurch, ihnen Rahmenbedingungen für Unternehmertum zu schaffen? Und zwar alles, was dazu gehört: Bildung, Kinderbetreuung, Kapital und so fort. Das bringt Wachstum, volkswirtschaftlich und ganz individuell. Am eigenen unternehmerischen Tun wächst ein Mensch ungemein.

Um das zu erkennen, muss man keine Feministin sein. Das schafft man als Realistin. Als solche erkennt man auch leicht, dass Begriffe, wie Menschen, mit der Zeit gehen. Der Feminismus hat mit «mein Bauch gehört mir» angefangen. Wir dürfen den Bedeutungsraum getrost ergänzen. «Mein Unternehmen gehört mir» zählt heute zum Repertoire derer, die sich Feministinnen nennen.

o-ton

Der Gang über das Wasser

VON MATTHIAS ACKERET

In den Medien ist es wie im richtigen Leben: es gibt gute und schlechte. Und ganz gute. Zu diesen gehören Constantin Seibt und Christof Moser, ehemals Redaktor dieser Zeitung. Für ihr Onlineprojekt «Republik» sammelten sie durch Crowdfunding annähernd drei Millionen Franken. Das ist mehr als beachtlich. Die Initianten fordern «Journalismus ohne Bullshit», ihr Feindbild: «die Medienkonzerne» und deren Geschäftspraktiken. Würde Seibt momentan über den Zürichsee laufen, käme er sicher zum andern Ufer, die andern Verleger aber würden wegen zu kalter Wassertemperaturen bereits beim Einstieg umkehren.

Der Erfolg der «Republik» ist zwar keine offene Rebellion gegen die Verlagshäuser, kann aber doch als Unbehagen gedeutet werden. Wobei der Claim «Journalismus ohne Bullshit» impliziert, dass nur noch «Bullshit» produziert wird - von all den anderen. Ähnlich vermessen argumentiert nur noch die SRG. Fazit: Qualität und Wahrheit feiern Hochkonjunktur, alles was nach Kommerz riecht, ist unseriös. Diese Erfahrung musste auch «20 Minuten» machen, das seine Designausgabe von Samsung bezahlen liess. Obwohl klar als Werbung deklariert, brandete ein Shitstorm auf. Am Ende entschuldigte sich sogar die Redaktion. Gilt Werbung mittlerweile schon als unanständig?

Als Initiant Seibt behauptete, sowohl bei Ringier wie auch der NZZ bestehe ein Schreibverbot über «Republik», konterten die Verlagshäuser umgehend. Zu Recht: Zumindest die NZZ hatte mehrmals über das Onlineprojekt berichtet. Für uns Normalsterbliche hingegen tröstlich: Gibt es auch bei den Heilsbringern «Fake News»?

matthias.ackeret@persoenlich.com

Echo

«Die «Schweiz am Wochenende» besucht einen Basler Gastronom, der sein thailändisches Curry mit Heuschrecken garniert.»

«Tages-Anzeiger»

«Dass die Musliminnen und Muslime nun einen repräsentativen Ort haben, wo sie ihren Glauben leben können, findet sogar der Wiler SVP-Nationalrat Lukas Reimann unterstützenswert, wie er gegenüber der «Schweiz am Wochenende» bei einem Rundgang durch das Südquartier sagte.»

«Thurgauer Zeitung»

«So lässt sich die gefühlte Kälte praktischerweise als Symptom einer Generation deuten, die «in rauchfreien Clubs sozialisiert worden ist und vermutlich mehr Nächte an Bildschirmen als an Kneipentischen verbracht hat. Es war Pedro Lenz, der sich mit solchen Worten die neuen Platten von Jeans for Jesus und Lo & Leduc vornöpfte, vor ein paar Wochen in der «Schweiz am Wochenende.»»

«Wochezeitung»

Gastkommentar von **Markus Gisler** zum Generationenkonflikt ums Energiesgesetz

«Du chunsch überhaupt nöd drus!»

Über das Energiesgesetz wird intensiv diskutiert. Wir tun das vorab mit unseresgleichen. Wir diskutieren mit Freunden, im Verein, am Stammtisch, jedenfalls mit Menschen, die wir in aller Regel mögen. Mit Gleichgesinnten halt. Das Resultat liegt auf der Hand. Die eigene Meinung wird bestätigt, die Argumente werden mit «ja, genau» quittiert. Herausgefordert werden wir nicht. Anders verläuft eine Diskussion in der Familie. Da treffen unterschiedliche Generationen aufeinander, und bekanntlich nehmen die Kinder kein Blatt vor den Mund. Ich weiss, wovon ich spreche. Hier eine knapp 20-jährige Ökonomiestudentin und ein 17-jähriger Gymnasiast, durchaus politisch interessiert und wirtschaftlich schon erstaunlich gut gebildet (nicht zu vergleichen mit dem Wirtschaftsverständnis, das wir in dem Alter hatten). Beide glühende Verfechter des neuen Energiesetzes.

Auf der anderen Seite der Papa, der sich liberal nennt und der so gar nicht «amused» ist von der Vorlage. Und so verlief kürzlich diese Diskussion.

«Papi, was stimmsch?»

«Isch ja klar, bin degäge.»

«Wasss? Wieso? Das chasch nöd mache!»

«Das Gsetz definiert doch völlig unrealistisch Ziil. Im Artikel 2, Absatz 1 heisst, bis 2035 söled 11 400 Gigawattstunde mit alternative Energie produziert werde. Das isch völlig unrealistisch. Überhaupt, e sone Zahl ghört gar nöd in es Gsetz.»

«Wieso nöd? Dänn isch es Ziil definiert. Ohni e klari Grössli wär das Gsetz nume blabla. Und nach 2035 chamer ja das Gsetz wieder revidiere, e neu Grössli definiere.»

«Die 11 400 Gigawatt basierend uf 900 Windräder, wo sowieso nie baut werde, will alli Umweltschutzverband degäge sind.»

«Die Grüne säge ja Ja zu däm Gsetz, also sinds nöd degäge.»

«Ihr wärded gseh, gäge die Windräder wird Sturm gloffe. Und Hand ufs Herz. Wänd ihr, dass zum Beispiel uf däm schöne Hügel vis ä vis Windräder stönd?»

«Lieber Windräder als Dräckstrom us Cho-

lecraftwerk und Atommeiler! Und überhaupt, ich finde Windräder na schön mit ihrer elegante Flügel.»

«OMG! Das isch nöd eue Ernst? Windräder sind guet i de Nordsee, wo sie niemert gseht und wo de Lärm nöd stört. D Holländer händ jetzt grad wider 120 so Räder in Betrieb gnah. Prima so, aber nöd bis eus!»

«Wieso bisch du gägen es Gsetz, wo gschiidi Lüüt so lang dra gschaft händ? Die verstönd alli meh von alternative Energie als du.»

«Das Gsetz isch nume durs Parlament cho, wills ganz viel Interessevertreter im Parlament hät, wo vo däm Gsetz profitiered.»

«Blödsinn! S Parlament isch zuekunftgrichtet und hät d Verantwortung für e unabhängigi, umweltfründliche Energiestrategie übernahm.»

«Ja, klar, easy, de Staat zahlt ja. Das Gsetz führt zun ere mega Subventionsmaschine, wo unbezahlbar wird. Das git e zweiti Schwiizer Landwirtschaft.»

«Mir sind es richs Land, mir chönd eus das leichte. Ich zahle gern für e umweltfründliche Zuekunft.»

«Ihr zahled no gar nüt, ihr choschtet nume. D Bildungschöste nämend massiv zue. Das isch okay, i d Bildig müend mer investiere, aber Technologie mues mer nöd fördern, wo sich ohnehin duresetzed.»

«Si setzed sich nume dure, wämmer de Aaschub finanziert. Überhaupt, es geht um eusi Zukunft. Völlig absurd, das du gäge das Gsetz bisch. Sogar dini FDP isch defür. Du bisch eifach vo vorgeschter. Wer überfüzgi isch, sött gar nime abstimme.»

«Genau drum bin ich degäge, wänn ich mich um eueri Zukunft Sorge. Das Gsetz führt zu gewaltigi Chöschte für de Staat und für Kantön und folglich zu höhere Stüre. Mit däm Gsetz nimmt d Wettbewerbsfähigkeit vo de Schwyzer Wirtschaft ab.»

«Wieso? Du häsch grad gseit, mir müend meh i d Bildig investiere. Das erhaltet ja grad eusi Wettbewerbsfähigkeit.»

«Es isch eifach schlächt, wänn de Staat in en Markt iigrift. Das sötted ihr eigentlich i de Schuel glärnt ha. Eso wäred Arbeitsplätze gschaft, wo im e freie Mäart kei Grundlag händ. D Subvention chamer nime ab-



Markus Gisler

ist ehemaliger Chefredaktor der «Aargauer Zeitung» und von «Cash». Heute ist er als Kommunikationsberater und Publizist tätig.

schaffe, wills dänn immer heisst, Arbeitsplätze seiged gfördert.»

«Im Gägeteil, die Subventionen führed dezue, dass d Schwyzer Wirtschaft in ere Zuekunftsbranche führend wird. Häsch au scho mal öppis von «Clean Tech» ghört, hä? Die Technologie bruchts uf de ganze Wält, und d Schwyz wird dank däm Gsetz führend. Genau drum muesch Ja stimme.»

«Das chömmmer au ohni das Gsetz. Eusi KMU sind super. Und d Zämenarbet mit de Universitäre und Fachhochschule klappt prima. Das Gsetz führt au zun ere risige Ufblähig vom Beamtestaat.»

«Du verstahsch überhaupt nöd, um was das es geht. Ich erkärs dir jetzt: Die nöd erneuerbare Energie sind z billig. Die waere Chöschte vom Klimawandel, wo na in Zuekunft uf eus zuecho wärded, sind nöd deckt. Däm seit mer «negativi Externalität». Und es git es Problem zwüsched em kollektive Wille und em individuelle Wille. Kollektiv wänd alli, dass mer e gsundi Umwält händ, aber individuell isch es für jede günschtiger, wänn er oder sie sich nöd umweltfründlich verhält. Und drum mues de Staat igriife. De Mäart chan das nöd regle. Checksch es?»

«Okay, aber d Schwyz allei chan das Problem nöd löse. Und jetzt mached mir es Gsetz mit sage und schreibe 77 Paragrafe, wo zum ene gigantische administrative und finanzielle Ufwand führet, will öperentscheide mues, wär wänn warum wie viel Subvention überchunt. Mir wird schwindlig, wänn ich dra danke, wie viel meh Personal das im Staat und i de Kantön brucht. Und dänn na all die Berater, wo mitverdient. Immer meh Lüüt läbed vom Staat. Ihr wüssed ja, was d Staatsquote isch. Die stiegt na meh.»

«D Schwyz hät di tüfschti Staatsquote of de Wält! Wo isch s Problem? Zudäm sind die Massnahme ja zitiich begränzt, dänn bruchts das Personal nime. Wie gseit, es geht um eusi Zukunft und mir wänd i de Wält es Vorbild si. Und ich mues jetzt mini Ufzgi mache.»